

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

81) Roman von C. Viebig.

„Du bist unbescheiden, Elisabeth! Da sind doch viele, die Dich hochstellen, Heider, Erdmann zum Beispiel; Erdmann ist so krank, aber er läßt sich immer Deine Sachen vorlesen. Es giebt Kritiker —“

„Oh, die Varias der Literatur! Sei still,“ unterbrach sie ihn, „die zählen nicht!“

„Und Maier, was hat er gestern noch gesagt?“

„Gut, sehr gut, aber er freut sich nicht, wenn ich komme. Der Mann will ein Geschäft machen, mit mir macht er keins. Und ich werde auch nicht mehr schreiben, nein, keine Zeile mehr!“ Sie gab sich einen Ruck und richtete sich auf. „Nein, nie mehr!“

„Das wäre Sünde!“ sagte er vorwurfsvoll.

„Was willst Du?“ Sie ballte die Hände. „Ich will mich nicht zerquälen, zermartern, mein Leben am Schreibtisch verbrauchen — um nichts. Sieh mich an!“ — sie breitete die Arme nach den Seiten — „wie sehe ich aus! Das macht das Nageln inwendig, immerfort, immerfort — es frißt. Es läßt mir keine Ruhe Tag und Nacht. Ich habe etwas in mir, das treibt mich fortwährend; voran, voran! Es steht immerfort mit der Heppetsche hinter mir. Und nachts — ach, Du weißt nicht, was ich leide!“

War das ein Aufschrei? Nein lauter, und doch gellte er durchs Zimmer, drang in jeden Winkel, packte das Herz und presste es zusammen. Das Kind im Bettchen richtete sich auf und starrte die Mutter mit großen, verständnislosen Augen an.

„Meine arme Frau!“ Ebel war sehr bleich geworden. „Ich weiß es wohl. Was soll ich für Dich thun?“ Er sah immer, wie hilfesuchend. Sie saß wieder auf dem Stuhl, ganz in sich zusammengefunken. Er kniete vor ihr nieder und legte beide Arme um ihren Leib. „Ich liebe Dich, liebe Dich so sehr!“

„Ich will Anerkennung haben“ — sie stieß ihn zurück — „ich will Ruhm haben, Ruhm, ja Ruhm! Nur der genügt mir. Ich will nicht im Staube kriechen, ich will fliegen, hoch über den anderen. Ich muß Anerkennung haben“ — sie fuhr sich in die Haare und krampfte die Hände in die schweren Flechten — „ich kann sonst nichts schaffen. Ich bin ausgebrochen, ver-schmachtet! Gieb mir das!“ Sie packte ihn bei beiden Schultern und sah ihn mit glühenden, gierigen Augen an. „Wenn Du mich liebst, gieb mir das!“

„Ich kann nicht,“ sagte er tonlos.

„Siehst Du, was vermag Liebe?“ Sie lachte bitter auf. „Nichts!“

Er antwortete nicht, sondern ging mit schwerem Tritt aus der Stube, an der Thür wandte er sich noch einmal um. „Ich werde den Thee jetzt machen.“

„Papa!“ krächte das Bäckchen hinter ihm drein.

„Sei still, schlaf!“ Elisabeth fuhr auf, trat an das Bettchen und rüttelte ungsanft an dem Bitter. „Du sollst sofort schlafen!“

Das Kind weinte erschrocken. Da zog es wie Schamröte über das Gesicht der Mutter, sie beugte sich hastig nieder. „Nun, eiapopeia! Schlaf, mein Kindchen, schlaf!“ — Mit zitteriger Stimme sang sie, stoßweise kam der Atem; plötzlich verstummte ihr der Ton. Sie stürzte neben dem Bettchen auf die Anie, verbarg das Gesicht in den Händen und schluchzte herzbrechend, verzweifelt.

Das Kind lachte dazu, es war ihm ein Spaß; spielend zauselte es in ihren Haaren.

II.

Eine Hochzeitsreise hatten sie nicht gemacht; am zweiten Tag nach ihrer Vermählung sah die junge Frau bereits am Schreibtisch. Endlich war das Ziel erreicht — nun konnte sie wieder ungestört arbeiten! Mit einer Art Nüchternheit hatte sie die Feder ergriffen; Wehmut war auch dabei. Das alte Cylinderbureau, vom Großonkel ererbt, hatte einem neuen Schreibtisch weichen müssen; Frau Kistmacher erklärte kategorisch, es verschimpfere die ganze niedliche Wohnung. Nun prangte der

neue Schreibtisch auf der kleinen Estrade im Erker, braunes, schön poliertes Nußbaumholz, grüne Tischplatte, allerhand Schnitzereien und Galerieschen, sehr hübsch, aber doch fehlte Elisabeth die plumpe, behagliche Gestalt des alten. Sie hatte sich schon als Kind in des Onkels Stube dahinter versteckt; und sie vermied die vielen Tintenflecke, die unzähligen Spritzer und Spritzgeräusche auf der Ausziehplatte. Es war, als sei mit dem alten Schreibtisch die alte Sicherheit von ihr gewichen; sie traute sich nicht recht an die Arbeit, und als diese fertig war, gefiel sie ihr nicht.

Ihre Augen sahen schärfer als sonst. „Maßlos überschätzt“, „Geschöpf der Clique“, — das waren Worte, die trafen wie Peitschenhiebe; und der Schmerz verlor sich nicht, immer wieder war er da. Sie seilte an ihrem Stil, verbesserte und verbesserte, sie strich Zeilen aus, nein, Seiten; sie wurde gereizt, ungeduldig und lauschte mit geschärftem Ohr auf das Urteil anderer, sie ward gierig nach Lob. Ein Tadel brachte sie ganz danieder; dann konnte sie tagelang nicht arbeiten. In Tageszeitungen, in Journalen las sie die Kritiken über neue Bücher; früher hatte sie das nicht gethan, da genügte ihr das eigene Schaffen, es füllte sie ganz aus; nun sah sie, da waren auch noch andere, die etwas leisteten, die bewundert wurden. Früher hatte sie das als selbstverständlich hingegenommen, sie war noch nicht mit ihnen in eine Reihe getreten, hatte sie noch von unten mit selbstloser Verehrung angestaunt. Jetzt war das anders.

Es reakte etwas in ihr den stopf auf, schlängelte sich um ihr Herz und ward größer und größer. War das Eifersucht, war es Selbstkritik, war es Ruhmsucht, war es ernstes Streben? Sie wußte es selbst nicht zu nennen. Immer häufiger konnte sie tagelang nicht schreiben, eine tiefe Niedergeschlagenheit kam dann über sie. Man mäkelte an ihr herum.

Ein Jahr nach ihrer Verheirathung hatte sie ein zweites Buch veröffentlicht; sie hatte daran gearbeitet mit einer leidenschaftlichen Hingebung und einer fast krankhaften Fähigkeit. Damals war sie oft leidend gewesen, mühsam hatte sie sich an den Schreibtisch geschleppt; mit eijernem Fleiß hatte sie die Gedanken gezwungen, die abirren wollten. Schweiß und Thränen waren aufs Papier getropft. Nichts mehr von der Naivität früheren Schaffens, von der befriedigenden Heiterkeit, dem mitleidigen Ernst. Sie lachte und weinte nicht mehr mit den Gestalten, die sie schuf, nein, nein, das war sie selbst, immer nur sie allein, die blutenden Herzens rang mit sich und mit der Welt.

Das Buch gefiel nicht. Verständnißvolle Kritiker verfehlten zwar nicht, es lobend hervorzuheben; aber was den Erfolg macht: das Publikum, das blieb ganz gleichgültig. Kein Hahn krächte mehr nach Elisabeth Reinhard. Wo waren die Freunde geblieben, wo die Schmeichler? „Ja,“ sagte Maier achselzuckend, als er die ersten hundert Exemplare mit Not und Mühe verkauft hatte, „dabei wird's auch wohl fürs erste bleiben; wer kauft hentzutage Bücher? Wenn's nicht die Clique macht! Sie haben persönlich für die Leute an Interesse verloren, liebste Frau! Da ist zum Beispiel die Mannhardt —“

„Sprechen wir weiter nicht davon!“ sagte Elisabeth mit zitternder Stimme.

Maiers Augen blickten teilnehmend auf die junge Frau. „Uebrigens gleich nach Erscheinen Ihres Buches war Frau von Lindenhayn bei mir, sie holte es sich selbst; und gestern sagte sie mir, wie sehr sie Ihr Talent hochstellte.“ Er hatte der Autorin eine Freude machen wollen, das bleiche Gesicht trug einen so düsteren, wirren Ausdruck; nun war er betroffen, denn Elisabeths Lippen zuckten.

„Sehr freundlich,“ sagte sie schneidend. „Sie war ja auch nicht meine Freundin!“

Ein Geschöpf der Clique?! Jetzt, wo Elisabeth es nicht mehr war, wußte sie, daß sie es gewesen war. Eine ohnmächtige Wut überkam sie, ein Grimm gegen sich selbst — war sie denn blind gewesen? — und zugleich eine Sehnsucht nach jenen Tagen der Verblendung, in denen ihr der Stern greifbar nahe schien, in denen sie darauf los marschiert war in einem goldenen, fröhlichen Selbstvertrauen.

„Den Stern des Ruhms und tausend andere Lichter im Leben!“ — Oft dachte sie an diese Worte Leonores, obgleich

sie die Lampe in eine Kiste verpackt und auf den Boden getragen hatte. Diese Kostbarkeit packte ja auch nicht in ihre einfache Einrichtung; und dann — Elisabeth schalt sich selbst kindisch — sie konnte bei diesem Schein nicht arbeiten; sie wollte im Dunklen sitzen, sie hatte keine Dichter mehr im Leben.

Und dann wurde ihr Kind geboren.

Im Wochenbett las sie die Kritiken über ihr Buch. „Sind neue da?“ fragte sie jeden Tag ihren Mann.

„Ich weiß es nicht, rege Dich darüber nicht auf! Du fieberst doch nicht? Du hast rote Backen!“ Die Sorge sprach ihm aus jedem Wort, aus jedem Blick. Er hatte nur Augen für ihr leibliches Wohl und für das Kind — er war eben ein Philister!

„Geh und suche, ob Du Recensionen findest, geh in ein Café, in ein Lesekabinett! Du mußt doch wissen, wo Du Recensionen findest! Ich will sie lesen, alle lesen!“ Sie griff mit unruhigen Händen auf der Bettdecke hin und her, und ihre Augen waren weit aufgerissen. —

Daß sie noch den Mut hatte, weiter zu schreiben!

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Tod den Herrschaften!

Als die gnädige Frau in Harzburg, wo sie zur Erholung mit den Kindern weilte, die von Berlin nachgesandte Zeitung las, stürzte sie plötzlich, erbleichte und wäre in Ohnmacht gefallen, wenn sich irgend eine zu Samariterdiensten bereite Person in ihrer Nähe befunden hätte. So unterließ sie den Ernstfall, das war aber sicher: Der gesamte Kurverfolg war infolge der Aufregung vereitelt. Niemals würde sie sich von diesem Schläge erholen.

Die gnädige Frau war socialpolitisch gebildet; denn sie war die Gattin eines Fabrikanten. Darum ließ sie sich durch die scherzhafte Form des Berichts über die Berliner Diensthöten-Verammlung nicht über den gefährdrohenden Ernst der Lage hinwegtäuschen. Das waren Sturmzeichen! So beginnt's immer, klein, unscheinbar, fast lächerlich, und auf einmal ist es riesengewaltig, und niemand vermag des Schrecklichen Herr zu werden. Mit einem Diensthötenstreik würde die Sache beginnen. Dann schmähsche Unterwerfung der Herrschaften. Erhöhte Lohnforderungen. Bestimmte Arbeitszeit. Täglich zwei Stunden Nadeln. Vollständige Sonntagsruhe. Kontrolle durch beamtete Hausinspektoren. Keine Gesinde-Ordnung mehr, keine Zeugnisse. Und dann wieder Streik, neue Forderungen, kein Friede mehr: man ist nicht mehr Herrin im eigenen Hause. Während man im Wohnzimmer die „Post“ liest, studiert das Dienstmädchen in der Küche den „Vorwärts“; es schafft sich eine Bibliothek an und besucht Versammlungen.

Und die gnädige Frau grübelt erregt weiter: Diese Personen sind schon heute die Unverschämtheit selber. Sie sind faul, dumm, frech und dabei für teures Geld nicht einmal zu haben. Wir mieten sie uns ja förmlich aus. Sollten sich die Herrschaften nicht organisieren, mit einer allgemeinen Aussperrung den Uebermut der Diensthöten brechen? Ach, nein — die gnädige Frau schüttelt melancholisch ihr wohlfrisiertes und bepudertes Hauptlein — das würde nichts helfen. Wir würden dann überhaupt keine mehr bekommen, und was sollen wir ohne sie anfangen? . . .

Die gnädige Frau, die bisher stets ihre Ueberzeugung dahin ausgesprochen, ihr Mädchen habe es viel besser als sie selbst, weil es ohne Sorgen bei guter Behandlung, kostenfreier Verpflegung und hoher Löhning in den Tag hineinlebe, sieht am Horizont ihres Denkens eine graufige Erkenntnis dränend aufdämmern: daß die Dienstmädchen zwar ohne gnädige Frau, nicht aber die gnädige Frau ohne Dienstmädchen fertig werden könnte. „Von solchem Gesindel sich abhängig zu fühlen! Es ist fürchterlich! Weh uns Reichen“ — so stöhnt die nervöse Dame. Dann aber schreibt sie hastig einen Brief an ihren Gemahl, der sich in Ems zur Kur befindet, und legt ihm nahe, er möchte schleunigst mit dem befreundeten Ministerialrat sprechen:

„Es gilt den Anfängen zu wehren. Wächst diese Bewegung sich aus, so ist der Anfang der Revolution da. Die Organisation der Diensthöten bedeutet die Zerstörung der Familie, die Entwertung des Besitzes. Der Reichtum wird nutzlos, da man ihn nicht genießen kann. Auch der Wohlhabende muß selber lachen, scheuern, waschen. Es ist das tödlichste Mittel, das die revolutionäre Kotte je eronnen, diese Aufhebung der Diensthöten. Nehmen sie uns die Diensthöten, so heißt das uns moralisch expropriieren, uns zu zwingen, aus unserer eigenen Haut heraus zu fliehen. Kein Familienleben ist mehr möglich, kein Behagen, kein Gemüß. Die Barbarei umfängt uns alle. Die feine und gebildete Gesellschaft riecht nur noch nach Fettbunzt, Wäschebrausen, Schmierseife. Die schlankesten und zartesten Hände sind mit Schwielen bedeckt, und in den Zimmern liegen schmutzige Kinderwindeln umher. Man nehme uns unsere Diensthöten — und die grauhafteste Revolution der Weltgeschichte ist da. Ueber der entgötterten, schönheits- und freudlosen Erde flattert als Panier ein blutiger — Scheuerlappen.

Also, Geliebter, spreche mit dem Ministerialrat. Es muß etwas Gesetliches geschehen. Die Bewegung muß im Keime erstickt werden. Oder aber Du siehst Deine ehemals schöne Frau nur noch in ungekämmttem Zustand, mit zerrissener Bluse, schwändig, mit Rauch und Dampfparfümiert. Und wenn ich Dir mit meinen kleinen Händchen alsdann über die Stirn streiche, reizen sie Dir die Haut in Fegen, denn ich bin in jener Zeit keine Frau mehr, kein Mensch, sondern nur noch das verkrüppelte Geschöpf der Hauswirtschaft, mein eigener Diensthöte.“

Nachdem die gnädige Frau dieses geschrieben, lächelte sie wieder — befreit.

Die Diensthöten-Versammlungen, die letzthin in Berlin stattgefunden — in ihrem Ursprunge zweifelhaft, vielleicht sogar böseartig spekulative, in ihren augenblicklichen Tendenzen unklare Anfänge einer berechtigten und dringend notwendigen Organisationsbewegung — haben wieder einmal die ganze Unfähigkeit unserer Presse, bedeutame Zeitercheinungen zu würdigen, aufgezeigt. Im läppischsten Wikelton berichtete man über die Versammlungen der Amas und Augusten. Das Dienstmädchen ist immer für die Bourgeoisie die l o m i s c h e Proletarierin gewesen.

Fast standen die Blätter aus der Stummei auf höherer Warte, die wenigstens Alarm bliesen und die Gefahren dieses Einbruchs in den Frieden des häuslichen Herdes grell malten. In der That ist die Diensthötenfrage eine socialpolitische Angelegenheit von hoher Bedeutung. Sie muß aus dem Feuilleton heraus, aus der Politik des Kaffeeklatsches und der Gemeinheit des täglichen Kleinrieges.

Wie eine wunderliche Ruine ragt das Diensthötenwesen in unsere Zeit hinein, ein verklümmertes Ueberbleibsel der patriarchalischen Epoche. Die Institution ist überlebt, wie auch die ganze hauswirtschaftliche Betriebsform, der jene dient, rückständig ist. Die Hauswirtschaft kennt kaum noch die maschinelle und Gemeinrichtung. Nur die Wasserleitung ist in den Städten als ein einfaches Beispiel für die Technik im Haushalt vorhanden. Gasherd, elektrisches Licht, Centralheizung beginnen erst eben den Hausbetrieb zu revolutionieren — zudem als Privilegium der Wohlhabenden. Im übrigen ist die Hauswirtschaft geblieben, was sie war, die unproduktivste Thätigkeit, die denkbar ist, weil sie mit größter Arbeitsleistung den niedrigsten Ertrag verbindet. Es ist ein zersplitterter Zwergebetrieb, ohne technische Ausnutzung, ohne fachmäßige Ausbildung, ohne organisatorische Regelung. Die Idylle des häuslichen Herdes ist — an der Betriebsart gewertet — vergendende Anarchie. Tausend Handgriffe werden neben einander von tausend Menschen einzeln wiederholt, wo einer für alle tausend genügt, wenn Gemeinschaftsbetrieb bestände. Mit der geistlosesten, langweiligsten, niedrigsten Arbeit wird ein winziges Resultat hervorgebracht, und das Erzeugnis ist zudem oft schädlich und unbrauchbar. Der Betriebsbetrieb verhält sich zur industriellen Technik, wie die Spielerei, die sich ein Knabe aus Streichhölzchen und Pappstücken bastelt, zu einer Zwillingss-Notationsmaschine.

Und dieser kindlich zurückgebliebene Betrieb wird versehen durch eine Klasse von Arbeiterinnen, die unter dem Ausnahmegesetz einer halben Leibeigenschaft stehen, in einer Form des Zusammenlebens, die sinnlos und zweckwidrig geworden. Die Magd, die einst mit zur Familie gehörte, die an einem Tisch mit den „Brotgebern“ saß, die in demselben Haushalt ihr Leben lang blieb, die bildete eine wirkliche Gemeinschaft mit allen übrigen Gliedern des Haushalts. Der Diensthöte von heute nomadisiert, er tritt als ein fremdes Element für kurze Zeit in eine Familie, wird gleich in ihre tiefsten Intimitäten eingeweiht, um sie alsbald wieder zu verlassen. Gerade aus diesem engsten Zusammenleben von Personen, die innerlich nichts mit einander gemein haben, wuchert jener gegenseitige demoralisierende Klatsch auf, der in der Küche nicht minder wie in dem Wohnzimmer üppig gedeiht. Der Diensthöte ist für die Herrschaft ein Arbeitslave, der in jedem Augenblick zur Verfügung stehen muß. Die Gesindeordnung giebt dem Zahlungsfähigen eine beinahe unbeschränkte Gewalt über die Angestellten. Eine geregelte Arbeitszeit erscheint als eine Utopie. Während es in Betrieben mit Tausenden von Menschen bis in alle Einzelheiten genau bestimmte Organisationen giebt, erklärt man es für unmöglich, die einfachen Arbeitsverrichtungen zwischen ein paar Personen fest abzugrenzen und zu fixieren. Der endlose Wirrwarr, der sich an Zeit und Stunde nicht bindet, scheint unlöslich mit der Heiligkeit des Familienlebens verknüpft zu sein.

Die Herrschaft maßt sich aber nicht nur die Verfügung über die Muskel und die Zeit des Diensthöten an, sondern sie waltet auch gestreng über das Seelenheil. Herrschaften sind immer sittlich. Die Liebe an der Haustür, da die zwei Königskinder der Armuth zwar nicht durch das allzu tiefe Wasser aber durch die undurchsichtigen Wahlen und das Eisenwerk getrennt werden, mag den Poeten stimmungsvoll erscheinen — die Herrschaften gehen von dem streng sittlichen Grundtag aus, daß Verliebtheit die Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit beeinträchtigt. Ein Dienstmädchen darf kein Weib sein. Und da sie es doch ist und die Herrschaft auf ihrer rentablen Sittlichkeit beharrt, verkriecht sich die Liebe in Schlafwinkel und beschmüht sich in der Angst und List des Verborgenen. Es ist kein Zufall, daß Kindesmord gerade unter Dienstmädchen verhältnismäßig häufig vorkommt.

In der Wirklichkeit des Lebens freilich gestaltet sich das Verhältnis nun vielfach anders. Die durch Gesetz und Betriebsart Unterdrückten werden — wie so oft die Getretenen — die innerlich Stärkeren. Sie wehren sich mit den nicht immer edlen Waffen, die sie besitzen. Die Gefinde-Ordnung und die unfreien Dienstverhältnisse verursachen es, daß gerade die fähigeren und selbstbewußteren Mädchen lieber in die Fabrik gehen, als in die — immerhin gesündere — häusliche Thätigkeit. Die Nachfrage nach „Dienstpersonal“ ist heute thatsächlich größer als das Angebot. Damit wächst die Macht der gesetzlich Halbfreien, damit entsteht jene Dienstbotenfrage, die allein die Herrschaften meinen, wenn sie von ihr sprechen, damit entsteht aber auch die Möglichkeit, daß die Klasse der hauswirtschaftlichen Arbeiterinnen ihr Geschick in die eigenen Hände nimmt, sich organisiert, und, nachdem zunächst die gesetzlichen Sklavenketten gebrochen, für würdigere Verhältnisse sorgt — zum Entsetzen der „Herrschaften“, die aber schließlich ihrerseits von der Emanzipation des „Gesinde“ den größten Vorteil haben werden.

Freilich ist die Dienstbotenbewegung dadurch kompliziert, daß die ganze patriarchalische Arbeitsform nicht erhalten werden kann. Insofern hat die Bewegung Ähnlichkeit mit der des Mittelstandes, der vergeblich durch Zusammenschluß eine überlebte Betriebsart zu retten sucht. Eines Tages, früher oder später, wird sich der Kapitalismus auch in den hauswirtschaftlichen Betrieb hineinbohren, und Aktiengesellschaften für häusliche Dienste werden durch ihre Angestellten die in dem alldemn geregelten Haushalt begehrten Verrichtungen vollführen lassen. Das wird das Ende der städtischen Dienstbotenfrage sein.

Einstweilen sollte man Sorge tragen, daß die Organisationsversuche der Dienstboten nicht in den wirren Anfängen gleich wieder stranden. Der Kampf gegen die Gefinde-Ordnung ist ein Kulturwerk.

Und wenn man meint, unsere herrliche Welt würde etwas verlieren, wenn man ihr die Gefinde-Ordnung raubte, nun, so werden die von ihr befreiten Dienstboten sie gern zur weiteren Verwendung dort zur Verfügung stellen, wo sie zur Zeit sehnlichst gewünscht wird: dem Kultusminister zum Gebrauch für die Universitäten. Die Wissenschaft muß unter die Gefinde-Ordnung, sonst ist der Staat nicht mehr zu retten. Auch die Liberalen werden gegen solche gesetzliche Regelung des Universitätswesens nichts einzuwenden haben. Denn sie haben zwar verlangt, daß ein Privatdocent, gleichsam an seinen freien Ausgehsonntag-Nachmittagen sich sozialdemokratisch belustigen könne, ohne daß es die Herrschaft etwas anginge, niemand aber hat das weitere und wichtigere Recht gefordert, daß ein Philosoph, Geschichtsforscher, Nationalökonom selbstverständlich auch die Freiheit haben müsse, sozialdemokratische Uebersetzungen mit wissenschaftlichem Ernst auf dem Katheder selbst zu lehren.

Mit solcher „liberalen“ Anschauung, die der wissenschaftlichen Lehrfreiheit aus politischen Interessen Schranken baut, ist die Gefinde-Ordnung geistig bereits für die Universitäten proklamiert und der Gelehrte zum Dienstboten der herrschenden Klassen entwürdigt.

So nehme man auch formal für die Universitäten die Gefinde-Ordnung an, die unsere hauswirtschaftlichen Arbeiterinnen so gern los werden wollen. — Joc.

Kleines Heuilleton.

— **Stein- und Braunkohlen im Altertum.** Bekannt ist die Erzählung Marco Polos von den „schwarzen Steinen“, die den Chinesen als Brennmaterial dienen; er fand für diese wie für viele andere Angaben bei den Gelehrten des Abendlandes lange Zeit nur ungläubiges Kopfschütteln. Und doch war zur Zeit Marco Polos der Steinkohlenbau in einigen Gegenden des Abendlandes nichts neues mehr. Die ersten sicheren urkundlichen Nachrichten über Kohlen-gewinnung im Stromgebiet des Rheines stammen, wie wir der „Köln. Volksztg.“ entnehmen, aus dem Jahre 1113; sie beziehen sich auf die „Kalkulen“ (Kohlschulen) der Abtei Herzogenrath. Im Jahre 853 erscheint die Steinkohle urkundlich schon in England und Schottland. Es wäre wunderbar, wenn dem Spürsinn der Römer entgangen wäre, was bald nach ihrem Untergange, in einer Zeit vollwirtschaftlichen Mühschrittes, bekannt war. In der That beweisen die Funde in Durham und an anderen Orten Englands, sowie die Ueberreste alter Baue in Lancashire, daß die Römer während ihrer Herrschaft auf den britischen Inseln die leicht zugänglichen Kohlen-schätze nicht unbewußt ließen. Und an Rhein hat man auf zwei Gruben in der Nähe von Oberhausen, in der die Braunkohlen bedeckenden Erdschicht wiederholt römische Gefäße und Münzen gefunden; auch ist ebendort der Stein einer Handmühle zu Tage gekommen; und beim Einebnen einer alten Halde wurden fünf runde Steinperlen, Aschentöpfe und Steinwaffen gefunden. Besonders auffallend aber ist der Fund eines angefügten Braunkohlenstammes in einer Grube bei Bilsar; entweder wurde dort die Braunkohle in römischer oder noch früherer Zeit als Brennmaterial benutzt oder vielleicht zur Anfertigung von Schmuckgegenständen. Uebrigens fehlt es auch nicht an ausdrücklichen Nachrichten antiker Schriftsteller über brennbare Erden. Der älteste Gewährsmann ist ein Grieche, der Philosoph Theophrast (um 312 v. Chr.), der in seinem Buche „von den Steinen“ der Gewinnung und Verwendung der Mineralkohlen einen besonderen Abschnitt widmete. Daß in der Gegend des Rheins auch die Kelten schon in vor-

römischer Zeit mit den erdgeborenen Kohlen-schätzen bekannt waren, glaubt Wittgenbach aus dem Funde gewisser Aschenurnen schließen zu können, die in der Gemeinde Herzogenrath, dicht am Burmufer, über dem dort bis fast zu Tage ansteigenden Kohlenlager sich fanden. Er glaubt, daß die Verbrennung der Leichname mittels Braunkohlen bewirkt worden sei. Wenn nun auch über die Verwendung der mineralischen Kohlenarten als Brennmaterial nur vereinzelte Funde und Nachrichten des Altertums uns unterrichten, so war die Verarbeitung gewisser Kohlenarten zu Schmucksachen um so ausgedehnter. Gegenstände aus Lignit (Braunkohle) sind u. a. in dem Kohlenreichen Böhmen und in Frankreich gefunden worden. Auch dem Rheinlande sind sie nicht fremd, wie z. B. drei Armringe des Provinzialmuseums zu Bonn beweisen. Mehr als Lignit war aber Gagat beliebt, eine Kohlenart, welche die Mitte hält zwischen der brüchigen Steinkohle und dem weichen Lignit. Heutzutage ist bekanntlich der englische Gagat (Jet) für Trauerschmuck geschätzt. In Deutschland besitzt der schwäbische Jura die wichtigsten Fundorte. Hier, an der oberen Donau, wie auch in Gallien, wurde er schon seit der Keimzeit zu Schmucksachen benutzt. Auch dem Rheingebiet ist er keineswegs fremd. So war z. B. in einem Grabe zu Meisenheim in der badischen Rheinebene ein Skelett mit zwei doppeltonnigen Perlen von feinsten, schwarzglänzenden Gagatkohle geschmückt. Das Konstanzer Museum besitzt einen solchen Schmuck aus dem Bodensee-Pfahlbau von Walthausen und eine ganze Anzahl solcher Sachen aus der Höhle von Heddingen. Besonders zahlreich sind natürlich die Funde aus der Römerzeit. Das Provinzialmuseum zu Bonn bewahrt über 30 Gegenstände aus Gagat, Arm- und Fingerringe, Broschen und besonders 15 große Perlen, auf eine Schnur gereiht und mit vorspringenden Rhomben und Biereden verziert. Es scheint auch, daß die Gagatindustrie nicht zugleich mit der antiken Kultur untergegangen ist, am erst später wieder ins Leben gerufen zu werden, sie scheint sich vielmehr ununterbrochen durch die Jahrhunderte Lauf fortgepflanzt zu haben. So hat Beda Venerabilis, um 672 in England geboren, unter den merkwürdigsten Naturerzeugnissen seines Vaterlandes auch den Gagat genannt. Und Marbod, Bischof von Rennes in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, widmete in seinem Buche von den Edelsteinen dem Gagat ein Gedicht von 16 Hexametern, das nach seiner eigenen Aussage eine kürzere Bearbeitung einer älteren Schrift des arabischen Fürsten Ewag ist, eines Zeitgenossen Keros. Endlich lebten gegen Ende des Mittelalters, im Jahre 1433, nach urkundlichem Zeugnisse gelverbsmäßige Gagatschneider in Schwäbisch-Gemünd und Umgegend. —

— **Widerstandsfähigkeit einer Bindmühle.** Die Holländer brachten bei ihrer Uebersiedelung nach Amerika natürlich auch ihre Windmühlen mit und noch heute wird in Kantuket eine solche gezeigt, die seit 1746 ununterbrochen und ohne Reparatur ihre tägliche Arbeit geleistet. Das große Holzrad hat 2,54 Meter Durchmesser, es hat 8 Arme und 62 Zähne, alles natürlich aus Holz. Es sind fast keine Spuren der Abnutzung zu konstatieren, erst seit man sie nicht mehr regelmäßig benutzt und ohne sie zu schmieren manchmal zur Unterhaltung der Besucher arbeiten läßt, nimmt ihre Intaktheit etwas ab. Das Geheimnis dieser Dauerhaftigkeit liegt in der Elastizität der Holzkonstruktionen. — („Mutter Erde“.)

Kulturgeschichtliches.

— **Alte Schreibstoffe und Schreibsitten.** Zur Geschichte des Papiers bringen die „Jahresberichte der romanischen Philologie“ eine wertvolle Zusammenstellung der Ergebnisse der neueren Forschung. Von großer Wichtigkeit sind die neuen Untersuchungen über die berühmte „Papyrusammlung Erzherzog Rainer“ in Wien, die Schriftstücke in 10 Sprachen vom 14. Jahrhundert v. Chr. bis zum 14. Jahrhundert n. Chr. enthält. Aus diesen Untersuchungen geht hervor, daß der Papyrus aus dem Mar, nicht aus dem Papp der Papyrusstaude gemacht wurde. Die arabisch-ägyptische Papyrusfabrikation erreichte ihren Höhepunkt im Anfang des 9. und erstlich in der Mitte des 10. Jahrhunderts. Nunmehr verbreitete sich der Gebrauch des Papiers als Schreibstoff, aber es ist unrichtig, daß, wie man früher glaubte, das Lumpenpapier erst im 13. Jahrhundert erfunden wurde und daß das älteste Papier im Jahre 704 aus Baumwolle von den Arabern nach chinesischem Ubbid gemacht worden ist. Der Ausgangspunkt der Papierfabrikation scheint Samarland gewesen zu sein. Die Araber leiteten von den Chinesen statt des dort fehlenden Papier-Maulbeerbaumes Lumpen verwenden. Die erste Papierfabrik geht auf das Jahr 751 zurück, die zweite wurde 794 in Bagdad gegründet. Bald darauf folgten andere von Syrien bis Nordafrika und Spanien. Das älteste Leinenpapier der Sammlung stammt aus der Zeit um 800. Für Concepte wurden im Mittelalter auch Wachstafeln verwendet. So findet man auf einer Brüsseler Handschrift von 1391 einen Münch in Miniaturmalerei dargestellt, der seine Eingebungen auf eine Wachstafel niederschreibt, während ein anderer den Inhalt einer zweiten auf Pergament überträgt. Auf Abbildungen aus dem 14. bis 16. Jahrhundert sieht man häufig den Schreiber mit einem Stäbchen in der Hand das Buch beim Schreiben festhalten. Oft wird dazu auch ein oben zurückgebogenes abgerundetes Messer oder wie in einer Wolfenbüttler Handschrift des 14. Jahrhunderts ein grades, vorn nur an der Spitze gerundetes Radiermesser gebraucht. Eine im Mittelalter sehr verbreitete Schreibsitten war die der „Lüdenblätter“. Es kam häufig vor, daß innerhalb des Schrifttrahmens

leere Stellen gelassen waren, wegen der Rauheit des Schreibstoffes, oder auch, weil mit einem neuen Abschnitt eine neue Zeile oder Seite begonnen werden sollte. Das hätte aber als Textlücke gelten können, und wurde daher von den Schreibern auszufüllen gesucht. Sie bemerkten hier „hic nihil deficit“ (hier fehlt nichts) oder füllten die Stelle mit Schnörkeln aus. Sie schrieben auch gar nicht zum Text gehörige Worte, häufig in ihrer Muttersprache, hin und bezeichneten sie mit Not. So ergeben in einer Münchener lateinischen Handschrift des 15. Jahrhunderts die Füllwörter leerer Zeilenstücke durch mehrere Blätter hindurch die Strophen eines derben italienischen Gassenhauers. Natürlich verleitet dies bei der Untersuchung der Handschriften oft zu falschen Schlüssen. —

Meteorologisches.

— Auf die sogenannten leuchtenden Nachtwolken lenkt die Berliner Sternwarte im „Reichs-Anzeiger“ die allgemeine Aufmerksamkeit, um Material für ihre Erforschung zu erhalten. Die leuchtenden Nachtwolken, deren Erscheinen in den letzten Jahren seltener und lichtschwächer geworden war, sind in den letzten Wochen in den russischen Ostseeprovinzen aufs neue deutlich wahrgenommen worden. Jene Wolken, die in ihrer Struktur den feinsten Federwolken ähneln, sind in den Sommernächten vom Ende Juni bis Anfang August in der Nähe des nördlichen Horizonts gegen Mitternacht in eigentümlich weißem Glanz zu erblicken, und zwar leuchten sie in der Regel am hellsten etwas nach Mitternacht am nordnordöstlichen Himmel. Bedingung der Sichtbarkeit in unseren Breiten ist es, daß nicht nur für uns der Himmel in der Nähe des Nord-Horizonts völlig frei von tiefer liegenden Wollenbildungen ist und uns so den Ausblick auf jene in großer Höhe über der Erdoberfläche über den mittleren Paralleltreifen von Schweden und Norwegen schwebenden Gebilde öffnet, sondern daß der Weg von der über den nördlichsten Regionen der Erde die Nacht hindurch leuchtenden Sonne bis zu jenen hohen Wolken ebenfalls nicht durch tiefer liegende Wollenbildungen im höheren Norden verlegt ist. Man darf sich deshalb nicht irre machen lassen, immer und immer wieder in hellen Nächten nach der eigentümlich eindrucksvollen Erscheinung zu spähen, wenn man auch wiederholt bei einer am Beobachtungsort ganz durchsichtigen Himmelsbeschaffenheit nichts davon erblickt hat. Es hat eben dann infolge von Trübungen der Luft im höheren Norden die gehörige Beleuchtung der Wolken durch die Mitternachts-Sonne gefehlt. Wodurch jetzt eine erneute größere Ausdehnung und Helligkeit jener Wolken verursacht sein könnte, steht noch dahin. Offenbar können dieselben sowohl durch vulkanische Emporschleuderungen, als durch Einströmungen von Wassenteilchen aus dem Himmelsraum Zutug empfangen. Es ist festgestellt worden, daß jene Wollengebilde seit 1895 anhaltend in einer und derselben Höhe, nämlich 82 Kilometer über der Erdoberfläche, geschwebt haben, und daß sie in dieser hohen Region eigentümliche Bewegungen erfahren, welche auf die Zustände in den Grenzschichten der Atmosphäre ein völlig neues Licht werfen, das möglicherweise zur Aufhellung des Problems der gesamten Bewegungs-Erscheinungen in unserer Atmosphäre beitragen wird. Schon die zweifellos erwiesene Thatsache, daß Stoffteilchen, welche das Sonnenlicht in ähnlicher Weise reflektieren, wie die Eiskristalle der tiefer (unterhalb 30 Kilometer) gelegenen sogenannten Cirruswolken, sich jahrelang in jener großen Höhe schwebend erhalten, ist von solcher Wichtigkeit, daß die Fortführung und Verstärkung jener Ergebnisse durch alljährlich wiederholte Beobachtungen und Messungen nicht genug empfohlen und gefördert werden kann. Noch wichtiger wird aber die Fortführung und Vervollständigung der Messungen hinsichtlich der Geschwindigkeiten und Richtungen der Wollenbewegungen in jenen großen Höhen sein. Gerade die Gegenden zwischen Mitteleuropa und dem südlichen Schweden sind hierfür sehr geeignet. Wer für photographische Mehrbild-Aufnahmen, bei deren Ausführung die Berliner Sternwarte gern raten und helfen würde, nicht eingerichtet ist, wird schon einen wertvollen Beitrag liefern, wenn er in einem möglichst genau festgestellten Zeitpunkt die Lage der Wolken zu bestimmten Punkten des Nordhorizonts womöglich durch sorgfältige Zeichnung, unter genauer Angabe seines eigenen Standortes, feststellt. —

Technisches.

— Erzeugung stummer Bände. Um den störenden Widerhall und Nachhall in einer Kapelle zu beseitigen, hat Dr. Heger in Dresden Versuche gemacht, die ihm ergaben, daß eine „Bewegung“, das heißt Gliederung, glatter Bände wenig Einfluß hat. Auch macht, wie er in der „Deutsch. Bauztg.“ mitteilt, die Bedeckung einer Wand mit mäßig gespanntem groben Gewebe, daher auch Bedeckung mit ungefüllter oder gefüllter Tapete, Ausspannen von Jäden vor einer Wand, ja selbst Bedeckung mit schweren Teppichen eine Wand nicht stumm. Bedeckung mit in Falten locker geordnetem dicken Baumwollstoff vermindert den Widerhall beträchtlich. Doppelte Bedeckung, also Bedeckung mit gefüllterem Varchent oder gefüllterem Sammet macht eine Wand praktisch stumm. Als vollkommen genügend erwies sich eine Ueberbedeckung mit faltigem, didem Baumwollstoff. Wie nicht allgemein bekannt, gehört die akustisch zweckmäßige Gestaltung eines Raumes zu den theoretisch bisher nicht zugänglichen Problemen. — (Techn. Mundsch.)

Humoristisches.

— Verblümt. Lehrjunge: „Sie, Meestern, seit wir abends Suppe essen, schlafe id immer gleich nachher ein, wie so'n Nagl!“ — Meisterin: „Na, wie kommt denn das?“ — Lehrjunge: „Sehn Se, die Suppe macht immer so lleene Dogen; das steet mir an, und gleich nachher bin id ooch weg!“ — Auf der Treibjagd. Förster: „Sie, Herr Professor, Sie schießen heute schon wieder den dritten Hasen an! Wenn das so fortgeht, schießt das Revier bald aus wie ein — Versuch's taninchen-Heim!“ — Mißverständnis. Ausflügler: „Sie sollten die Schweine nicht so nahe beim Hause halten!“ — Bauer: „Warum?“ — Ausflügler: „Weil es nicht gesund ist!“ — Bauer: „Dös is net wahr!“ Dö Schwein san no mit an einzig's mal krank g'wesen!“ — (Flieg. Bl.)

Notizen.

— Hans von Basseow ist nicht gestorben. Die Nachricht beruhte auf einer boshaften Fälschung. — Dem Liederkomponisten Robert Franz soll in Halle a. S. ein Denkmal gesetzt werden. — Eine deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung will der bairische Kunstgewerbeverein im Jahre 1901 in München abhalten. De Streich und die deutsche Schweiz sollen zur Beteiligung aufgefordert werden. — Richard Wagners „Wallüre“ soll im Herbst im Moslauer Opernhause aufgeführt werden. — Ein internationaler Kongreß für Geschichte der Musik wird unter den vielen Kongressen, die bei Gelegenheit der Pariser Weltausstellung abgehalten werden, vorbereitet. Es ist das erste Mal, daß die Geschichte der Musik auf einem offiziellen Kongreß behandelt werden soll, in einer von acht Abteilungen des allgemeinen Kongresses für die Gesamtheit der vergleichenden Geschichtswissenschaften. — Eine wertvolle Sammlung von Kinderbüchern, die von 1740—1800 beim Hause Newburgh in London erschienen und von Newburghs Biographen Charles Welsh zusammen-gestellt wurden, ist in amerikanischen Besitz übergegangen. Der Bostoner Verleger D. C. Heath hat sie erworben. Dies ist ein neues Beispiel dafür, wie die wertvollsten englischen Sammlungen allmählich zum größten Teil nach Amerika wandern. Die Sammlung enthält viele sehr seltene Bücher und giebt einen lehrreichen Ueberblick über die Entwicklung der Kinderliteratur und Schulbücher in England. — Nach der „Nat.-Ztg.“ hat der Stabsarzt Kuhn in Grootfontein nach mehrjährigen Versuchen ein Impfmittel gegen die als Pferdesterbe bekannte Krankheit entdeckt. — Im Institut Pasteur zu Paris wurden seit seiner Eröffnung im Jahre 1886 bis zum Schluß des vorigen Jahres 21 681 von tollwütigen Tieren gebissene Personen behandelt; von diesen sind 99 gestorben. Die Sterblichkeitsziffer geht fortwährend zurück. Sie sank von 0,94 Proz. im Jahre 1886 auf 0,20 Proz. im Jahre 1898. — In einer alten Pariser Straße wurden zahlreiche Teile eines Apothekerslaboratoriums aus dem 17. Jahrhundert aufgefunden. Mehrere durchaus intakte Mörser stammen aus dem 13. Jahrhundert. Alle Heilmittelbehälter, die mit seltsamen Aufschriften, „Krötenfalg“, „Wipernöl“, „Papiereis“ u. a., geschmückt waren, waren durch Gipsumhüllungen gegen Beschädigung durch Stöße geschützt. — Ein Reihernest aus Draht wurde kürzlich im Britischen Ornithologen-Klub vorgelegt. Zum Bauen hatten die Reihern den auf dem Lande zum Binden der Garben verwendeten Draht benutzt. Im Parle, in dem das Nest vom Baum gewebt war, erblickte man im Reiherneste noch mehrere Nester von gleicher Beschaffenheit. — Der tiefste Landsee Deutschlands ist — abgesehen von den drei in den bairischen Alpen gelegenen, Königssee, Walchensee und Starnbergersee — der Drakigsee in Hinterpommern. Dieser beinahe 19 Quadratkilometer große Landsee besitzt, wie Halbsah im „Globus“ mitteilt, hart neben Untiefen von nur 2—3 Metern die Tiefe von 83 Metern (Mittelwasserstand). Die Tiefe des bis dahin als tiefster Binnensee Deutschlands bekannten Pulvermaars in der Eifel beträgt nur 76 Meter. — Im Mittelmeere bei Marseille ist eine seltene Erscheinung beobachtet worden: das Wasser ist um drei Meter an der Küste des Prado zurückgetreten. Einige Gelehrte, die sich sofort an Ort und Stelle begeben haben, um die Gründe dieser seltsamen Naturerscheinung zu erforschen, sind der Ansicht, daß dieselbe mit dem Erdbeben in Italien in direktem Zusammenhange steht. — Mit dem Bau einer Ringbahn um den Baikalsee wird noch in diesem Jahre begonnen. Sie wird wegen der zu überwindenden Terrainschwierigkeiten zu den großartigsten Bahnbauten der Welt gehören. Auf einer Strecke von 80 Werst wird eine 5 Fuß hohe Mauer errichtet werden, um der Hart am Ufer laufenden Bahn die nötige Festigkeit zu geben. Die Ringbahn ist für die Fortführung der ostsibirischen Bahn notwendig, da die Verbindung der Ufer durch Fähren wegen der ungünstigen Eisverhältnisse nicht möglich ist. —